

Hoffen gegen alle Hoffnung

Was hält, was trägt – nach einer Krebsdiagnose?



„Ich bin für dich da“ –
ein Hoffnungswort

Das war der Plan: Weihnachten in Bethlehem: einmal im Leben! Mit Jahresende 2017 sollte ich, nach siebzehn Jahren, aus der Redaktion der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ (München) ausscheiden. Eine Sabbatzeit winkte. Zuerst zwei Monate in Jerusalem, der Flug nach Tel Aviv war für den 19. Dezember gebucht. Nach einer Unterbrechung von einigen Wochen, in denen ich mein erstes Papstbuch präsentieren sollte, zwei weitere Monate in den USA.

Alles durchkreuzt

Es kam anders. Vor der Routineuntersuchung am 25. September hatte ich keine Angst. Darmspiegelungen kannte ich. Aber kurz nach 16.00 Uhr, nachdem ich aus der Lokalanästhesie aufgewacht war und dem Arzt gegenüber saß, wurde schlagartig alles anders. Der Internist schaute mich an. Hinter

ihm, durchs Fenster: herrlichstes Oktoberfestwetter. Dann sagte er: „Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass Sie einen Tumor haben, bösartig vermutlich und ziemlich groß. Wir müssen sofort etwas tun.“ Damit hatte ich nicht gerechnet. Und schlagartig war alles anders.

Tags darauf im Klinikum Neuperlach eine Spezialuntersuchung. Auf dem Weg dorthin dachte ich noch: vielleicht eine Fehldiagnose! Aber das Ergebnis des Vortrags wurde schnell bestätigt: „Nach der Operation werden Sie mit einem künstlichen Ausgang aufwachen, wenn Sie Glück haben, wird er nach einigen Monaten rückverlegt.“ Damit war jede Illusion zerstört, meine Erkrankung ließe sich technisch perfekt mit einer Operation lösen – und das Leben ginge weiter. So war es nicht. So ist es nie.

Auf der Heimfahrt nach Sankt Michael an der Flaniermeile zwischen Stachus und Marienplatz, wo ich seit April 2014 in einer kleinen Kommunität wohne, rief ich einen Freund an: „Fuat, ich habe Krebs.“ Dann konnte ich schon nicht mehr weiterreden. Ein Mini-Wort, aber schwer auszusprechen! Und dann hörte ich: „Abuna, ich bin für dich da!“ Fuat ist syrisch-orthodoxer Christ, Onkologe, Professor an der Uni – und er saß damals im Beirat meiner Zeitschrift. Jetzt brauchte ich ihn. Er schlug vor, die Behandlung zu übernehmen, in der umgekehrten Reihenfolge als ursprünglich anvisiert: zuerst Chemotherapie und Bestrahlung, dann die OP, dann weiter mit Chemo. So kam es. Mitte Oktober begann die Behandlung.

Noch nie vorher war ich als Patient in einer Klinik gewesen, abgesehen von einem Haxnbruch mit sieben, 1969. Sterbende und Tote hatte ich viele gesehen, in Innsbruck, als ich während meiner Doktorarbeit zwei Mal pro Monat in der Klinikseelsorge mithalf. Jetzt war ich selber ein Kranker. Und brachte die Neugierde, aber auch die Ängste eines Kindes mit. Alles war neu, ungewohnt: der Port, der implantiert wurde für die Chemotherapie, der Gang in die Strahlenklinik, die Pampers, die ich von Tag 1 der Bestrahlung brauchte, weil ich

sofort inkontinent wurde. Ich nahm massiv ab, war extrem müde – und sah bereits mein Papstbuch, das erst zur Hälfte geschrieben war, auf dem Müll. Fuat sagte: „Schreib weiter, du brauchst etwas, das dich neben der Behandlung beschäftigt.“ Er hatte Recht.

Fragen, Zweifel, Ängste ...

Winterabende können lang sein. Nächte in der Klinik auch. Da geht einem viel durch den Kopf: Schaffe ich es? Schlägt die Therapie an? Wache ich nach der fünfstündigen OP wieder auf? Und wie? Kann man den künstlichen Ausgang nach einigen Monaten wieder zurückverlagern?



Die Krankensalbung hatte ich selber oft gespendet. Ich habe viele Patienten sterben sehen, oft furchtbar zugerichtet: im Schockraum, auf dem OP-Tisch. Diese Bilder lassen einen nicht so schnell los. Jetzt fragte ich mich selber: Wie würde das bei mir sein? Wie wird das bei mir einmal sein?

Tröstlich war und ist für mich nach wie vor: Sterben bedeutet zwar ein Weggehen, ein

Weggenommen-Werden. Aber auch ein Ankommen! Christliche Hoffnung, die auf der Verheißung Jesu gründet, heißt: glauben können, glauben lernen, dass da einer wartet, mit offenen Armen (um in einem Bild zu sprechen). „Für immer“, wie wir beten. Weniges hat mich 2017/18, bei allen meinen Ängsten, mehr getröstet – und mir mehr Hoffnung gemacht! Für immer geborgen, für immer aufgenommen und für immer angenommen sein: Das erleichtert das Weggehen.

Der Tod hat für uns Christen nicht das letzte Wort. Das ist die Verheißung Jesu. Da kommt noch was! Trösten kann nur, wirklich und wirksam, was

selber angewiesen zu sein auf Trost, auf Hoffnungsworte, auf Antworten – hat mich verändert. Ich verwende sparsamer, was routinemäßig oft viel zu schnell daherkommt, auch wenn es noch so fromm ist. „Durchkreuzt“ war dann der Titel, den der Verlag für mein Buch wählte. Was gab mir am meisten Hoffnung? Etwas, das mir bis dahin so nicht aufgefallen war. Das *IHS* unter der Empore von Sankt Michael. Es wurde zum stummen Imperativ, ein Fingerzeig. So nach dem Motto: „Denk’ dran: *lesum Habemus Socium – Wir haben Jesus zum Gefährten*, so die jesuitische Lesart. Mich tröstete das. Und die Erinnerung daran gab Hoffnung!



Andreas R. Batlogg SJ

Andreas R. Batlogg SJ, Mag. Dr. theol., Vorarlberger des Jahrgangs 1962, seit 1985 Jesuit, 2000-2017 Mitglied der Redaktion „Stimmen der Zeit“, von 2009-2017 als Chefredakteur und Herausgeber, seit 2005 Mitherausgeber der „Sämtlichen Werke“ Karl Rahners, 2008-2015 Leiter des Karl-Rahner-Archivs, seit 2018 Mitglied des Seelsorgeteams an St. Michael (München) und Publizist.

nicht zu glatt, zu schnell daherkommt. Das lässt dann hoffen. Aber nicht fromme Phrasen, die zwar immer passen, aber oft nur ein abgespultes Repertoire an Sätzen sind, das seine Kraft verloren hat.

... und Hoffnung

Der mir vom Leben aufgezwungene „Seitenwechsel“ – nicht mehr der Seelsorger, der Tröster, der Theologe, sondern jetzt

